



Zu schön, um wahr zu sein

Schönheit ist Wahrheit, glaubte der Poet John Keats. Nun, der war Romantiker, ein Mensch aus einer anderen Zeit. Wir wissen heute, dass Schönes oft nicht echt ist. Und Wahres oft alles andere als schön. Oder wissen wir es nicht?

Reese Witherspoon will in „Wild“, ihrem neuen Film, „echten“ Sex vor der Kamera präsentiert haben, behauptet sie in der „Vogue“, und zwar „roh“ und „real“. Das wirft die Frage auf, ob die Zuschauer derart rohe Fakten auch schön empfinden – oder doch lieber in der realen Welt nach Schönheit und nach Wahrheit suchen.

Beides scheint uns schließlich auch da in geschliffenen Worten entgegenzutreten, etwa in dem berühmten Satz: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Klingt schön, das Zitat, das vor fast 25 Jahren Michail Gorbatschow zugeschrieben wurde. Zu schön, um wahr zu sein, weiß man inzwischen: „Ich glaube, Gefahren lauern nur auf jene, die nicht auf das Leben reagieren“, hat Heinz Joachim Schöttes am 6. Oktober 1989 als dpa-Journalist weitaus vager aus dem Munde des Mannes aus Moskau gehört. Aus der „verschachtelten Konstruktion“, die Gorbatschows Sprecher Gennadi Gerasimow später offiziell herausgab, will Schöttes gemeinsam mit seinem AP-Kollegen Jürgen Metkemeier die weltbekanntesten Worte erst geformt haben.

So präzisiert das Leben jene, die vage und verschachtelt reden – wenn sie nur wichtig genug sind. Gorbatschow griff die Formulierung erst in seinen Memoiren auf und bedankte sich dafür. Bei Gerasimow. So ungerecht ist das Leben. Und so hat die Schönheit der Aussage über die Wahrfähigkeit der Übersetzung triumphiert.

Bleibt bloß die Frage, ob Reese Witherspoon „echten“ Sex noch ohne Kamera als schön empfinden kann.

48 Stunden Kunst nonstop

Eine Kunstausstellung, die nur 48 Stunden dauert – einerseits sollte man sich späten, wenn man vom morgigen Freitag um 18 Uhr an in der oberen Etage des Möbelhauses Sofa Loft in der hannoverschen Südstadt die Arbeiten von insgesamt 63 Künstlern sehen will. Andererseits kann man während dieser 48 Stunden immer hingehen, denn die Ausstellung ist durchgehend geöffnet.

Zum zehnten Mal geht das Konzept nun in Hannover über die Bühne. Mit 13 lokalen Künstlern ging es mal los. Mittlerweile hat sich die Ausstellung in jeder Hinsicht ausgedehnt. Platz genug ist unter dem Dach des Möbelhauses in der Jordanstraße 26, auf 1600 Quadratmetern können sie ihre Arbeiten zeigen. Die Schau hat sich aber nicht nur zum Anschauen etabliert, sondern auch zum Netzwerken zwischen Künstlern und Publikum und den Ausstellern untereinander. Zwischendurch gibt es während der Ausstellungsdauer Kabarett, Lesungen – und viel Musik, unter anderem mit Stephan Abel, Robby Ballhaus, Denise M'Baye, Christian Decker und Lutz Krajenki. Der Eintritt ist frei.

Preis für „Globale Überwachung“

Der US-Journalist Glenn Greenwald wird mit dem Geschwister-Scholl-Preis ausgezeichnet. Der Vertraute von EX-NSA-Mitarbeiter Edward Snowden bekommt den Preis für sein Buch „Die globale Überwachung“ (Droemer-Verlag, 368 Seiten, 19,99 Euro). Das hat der Münchener Stadtrat beschlossen. Der mit 10 000 Euro dotierte Preis erinnert an Hans und Sophie Scholl, die ihren Widerstand gegen das NS-Regime mit dem Leben bezahlt hatten. In der Jury-Begründung heißt es: „Als engagierter Jurist und leidenschaftlicher Journalist warnt Glenn Greenwald vor einem mächtigen Überwachungsapparat, der unsere Privatsphäre zu zerstören und die Grundlagen der Demokratie zu untergraben droht.“

„aspekte“-Preis für Katja Petrowskaja

Für ihren Debütroman „Vielleicht Esther“ erhält Katja Petrowskaja den Literaturpreis der ZDF-Kultursendung „aspekte“. Das teilte der Sender am Mittwoch in Mainz mit. Die in Kiew geborene 44-Jährige stemmt sich in ihrem Werk gegen das Nichtwissen und Vergessen, heißt es in der Begründung der Jury. Petrowskaja behandelt in „Vielleicht Esther“ ihre eigene Familiengeschichte und die nationalsozialistischen Gräueltaten in der Ukraine. Der Preis ist mit 10 000 Euro dotiert. Petrowskaja wird in der „aspekte“-Sendung am Freitagabend vorgestellt, der Preis wird ihr nächste Woche auf der Frankfurter Buchmesse verliehen.

Schöner Schein, schnödes Sein

Der 23-jährige Jakob Schnetz gewinnt den VGH-Fotopreis 2014 mit skurrilen Messebeobachtungen

VON UWE JANSSSEN

Messe. Handel, Zukunft, Fortschritt, Hektik, Business. Messemenschen sehen beschäftigt aus, manche sind es auch. Doch weil Messemenschen sich eben auf einer Menschenmesse mit Menschenmasse bewegen, gibt es eine andere Welt neben der nüchternen der Schlipsträger und Kostümhostessen. Denn die Messebesucher – und auch manche Aussteller – wollen auch essen, trinken und unterhalten werden. Diese Koexistenz birgt eine skurrile Spannung. Der Fotostudent Jakob Schnetz fängt sie in einem Langzeitprojekt seit 2013 mit

der Kamera ein. Nun erhält er für diese Arbeit den mit stattlichen 10 000 Euro dotierten VGH-Fotopreis.

Der Preis wird seit einigen Jahren nicht mehr öffentlich für Fotoprofis und Laien ausgeschrieben, sondern ist ein gezieltes Förderstipendium für die Studierenden im Studiengang Fotojournalismus und Dokumentarfotografie an der Hochschule Hannover, wo der aus Freiburg im Breisgau stammende Schnetz im fünften Semester studiert. Das Thema der Arbeit lag also buchstäblich vor der Hochschultür am Messegelände, wo der 23-Jährige immer wieder mit der Kamera unterwegs ist. Aber auch in Kassel,

Berlin, Düsseldorf und Friedrichshafen hat er Messebilder gesammelt. Zwischen Zahntechnik, Erotik, Nutztieren, Teppichen, Gewehren und Autos.

Seine Fotos sind entlarvend, sie lassen so mancher coolen Attitüde die Luft raus. Sie sind Ergebnis feiner Beobachtung in der erschlagenden Fülle von Impressionen einer Messehalle. Vor allem aber sind sie lustig. Weil es plötzlich so schön menschelt in der sterilen Geschäftsatmosphäre. Wenn beispielsweise Messebesucher in spacigen Retrosesseln einen UV-Zahnbleachingapparat ausprobieren und sich dabei selbst zu fotografieren versuchen, wähnt man sich

eher in einer Comedyshow als auf einem Messestand. Und dem Mann, der eine eingewickelte Puppe durch eine Tür trägt, über der auf einem Schild „Ausgang ohne Waffen“ steht, traut man auf einmal wesentlich mehr zu, als einfach nur einen Stand einer Waffemesse abzubauen.

Schnetz arbeitet in seinen Bildern die Kontraste heraus zwischen schönem Schein und schnödem Sein. Es gibt sie auch anderswo im Leben, doch selten laufen sie einem so geballt vor die Linse wie auf Businessmessen. Man muss sie eben nur aufspüren. Die Jury unter dem Vorsitz von Fotoprofessor Rolf Nobel sagt



Bitte lächeln: Messebesucher testen einen UV-Bleachingapparat. Foto: Schnetz

über Schnetz: „Er hebt stets die richtigen Details im richtigen Moment hervor und unterstreicht damit gekonnt diese Scheinwelt der Selbstdarstellung.“

Der Preis wird dem Fotografen am 20. November um 18 Uhr in den Räumen der VGH-Galerie am Schiffgraben überreicht.

Im Zwischenreich

Die Schriftstellerin Roswitha Quadflieg hat ein Buch über die letzten Monate ihrer Mutter geschrieben

Frau Quadflieg, Bücher über das Sterben haben Konjunktur. Warum haben Sie über das Sterben Ihrer Mutter geschrieben?

Weil ich glaube, dass es sich lohnt, Geschichten über das Sterben zu erzählen. Der Tod ist etwas zutiefst Individuelles: Jeder stirbt anders. Jeder macht andere Erfahrungen. Verschiedene Bücher über das Sterben umkreisen auch das Spektrum der Möglichkeiten. Sie vermitteln Vorstellungen: Ja, so kann es auch sein.

Haben Sie mit Ihrer Mutter besprochen, dass Sie über sie schreiben werden?

Nicht direkt. Aber es war deutlich zu merken, wie wichtig es ihr war, mitzuteilen, was sie auf ihrem Weg in den Tod erlebt. Ich habe mir an ihrem Bett immer wieder Notizen gemacht. Wenn ihr etwas wichtig war, fragte sie mich: Hast du das? Außerdem hat sie viele Sätze gesagt, die ich schön fand, literarisch schön. Ich hätte es schade gefunden, sie nicht auch anderen mitzuteilen.

Im realen Leben kommt das Gespräch über das Sterben nach wie vor kaum vor. Gibt es deshalb so viele Bücher über den Tod? Weil man darüber nicht reden kann?

Bei uns war das anders. Meine Mutter war ein sehr religiöser Mensch. Für sie war der Tod nicht gleichbedeutend mit dem Ende, sondern ein Tor in eine andere Welt. Auf dem Weg dahin gab es noch viel zu leisten. Sie hat sehr viel über das Sterben gesprochen. Sich gefragt, was da passiert, wie das geht.

Was hat sie gesagt?

Sie hat sich ja sehr lange – neun Monate – in einer Art Zwischenreich zwischen Leben und Tod befunden. Daher der Buchtitel. Sie hat irgendetwas zum Beispiel gesagt: „Ich fliege jetzt weg in einem Ballon.“ Leider ist der dann zu nächst irgendwo hängen geblieben.

Ihre Mutter erlebte dieses „Zwischenreich“ im Pflegeheim, entwickelte eine immer verräseltere Sprache. Trotzdem zitieren Sie immer wieder Sätze von ihr. Wusste sie überhaupt noch, was sie sagt?

Sie ja. Nur, ich habe nicht alles verstanden. Die Vorstellung, dass wir uns in unterschiedlichen Seelenzuständen befinden können, wird in unserer Kultur meist ausgegrenzt. In anderen Kulturen ist das anders. Da gelten alte Leute, deren Sprache nicht mehr der normalen Logik folgt, nicht als krank im Kopf. Ihr Zustand wird auch nicht mit Leid verknüpft. Meine Mutter hat immer mehr Fähigkeiten verloren: körperliche, geistige. Sie hat sich dabei aber immer noch beobachtet und Worte dafür gefunden. Das war eine fantastische, ungläubliche Zeit!

Für Angehörige von Demenzzkranken ist oft schwer zu ertragen, dass am Ende der Gedanke an Sexualität bleibt, oft sogar



ZUR PERSON

Roswitha Quadflieg, 1949 in Zürich als Tochter des Schauspielers Will Quadflieg geboren, studierte Kunst und war bis 2003 Inhaberin der Raamin-Presse. Seit 1985 ist Quadflieg, die in Berlin lebt, zudem als Schriftstellerin tätig. Über das Thema ihres Buches „Neun Monate. Über das Sterben meiner Mutter“ (160 Seiten, 17,95 Euro, Aufbau-Verlag) spricht sie am Dienstag, 7. Oktober, von 19.30 Uhr an im Literaturhaus Hannover mit dem Schriftsteller Hugo Hamilton. HAZ-Redakteurin Martina Sulner moderiert.

sehr enthemmt vorgetragen wird. Auch Sie beschreiben solche Dialoge ...

Ja, meine Mutter hat auch Sätze gesagt, die südlich der Gürtellinie lagen. Ich habe das aber eher so begriffen, dass sie alles, was ihr anerkennen war, einfach mal fallen lassen konnte. Es ist ja nicht so, dass eine alte Frau keine sexuellen Bedürfnisse mehr hat. Außerdem ist sie

anderen mit ihrem Körper völlig ausgeleert: Sie wird ständig angefasst, an- und ausgezogen, gewendet, gewickelt. Wenn da eine Schranke fällt, und sie plötzlich Sachen sagt, die wir sonst nicht aussprechen, dann finde ich das nicht despektierlich, sondern super!

Das Leid in Heimen entstehe durch die Angehörigen, die Betroffenen selbst erlebten das ganz anders, sagt ein Pfarrer in Ihrem Buch. Das ist eine radikale These.

Wenn wir über Menschen im Heim reden, ist oft von Schläuchen die Rede, von Pampers, von Menschen, die nur noch an die Decke starren, und davon, dass das schrecklich ist. Aber wir wissen nicht, was sie erleben. Und es ist nur deshalb nicht zum Aushalten, weil wir es nicht aushalten. Meine Mutter hat Dinge erlebt, die ich nicht wahrgenommen habe. Tote standen mit an ihrem Bett, Lebende, die nicht real im Raum waren. Sie war anders mit der Welt verkoppelt ...

Sie hat vermutlich auch Schmerzen gehabt. Sie erlebte, dass sie immer weniger kann ...

Selbstverständlich wurde sie medikamentös eingestellt, um die Schmerzen zu lindern. Aber es ist die Frage, ob es richtig ist, wenn wir uns an das Erhalten eines Normalzustandes klammern. Nehmen wir das Füttern und Trinken. Das wird immer weiter gemacht, selbst wenn die Alten es verweigern. Es kann ein Punkt kommen, wo das nur noch das Sterben erschwert. Wir füttern auch keine Leiche!

„Neun Monate“ heißt Ihr Buch, neun Monate brauchte Ihre Mutter zum Sterben. So lang dauert auch eine Schwangerschaft ...

Es war ja so, ich habe es nicht erfunden. Aber ich habe diese Parallele durch den Titel natürlich akzentuiert. Wir brauchen neun Monate, um ins Leben zu kommen. Meine Mutter brauchte neun Monate, um aus dem Leben herauszukommen. Andere brauchen vielleicht kürzer oder länger. Aber es gibt diese Phase. Und es wäre schön, wenn wir sie auch in unserer Kultur ähnlich ernst wie eine Schwangerschaft nehmen würden.

Interview: Jutta Rinas

Funky, cool, gestrig

Prince hat sich mit seiner alten Plattenfirma geeinigt – und veröffentlicht gleich zwei neue Alben

VON UWE JANSSSEN

Das soll Prince sein? Aktuelles Foto? Wenn die Angaben stimmen, ist der Mann 56 Jahre alt, und so sieht ein 56-Jähriger nicht aus, egal, ob mit oder ohne chirurgisches Korrekturprogramm. Andererseits: Wen interessiert das? Altes Foto, neues Foto, altes Gesicht, neues Gesicht – hallo? Es geht um den Meister der Unergründlichkeit, schon in den Achtzigern war er mehr noch als Kollege Jacko der Inbegriff des Rätselhaften, zumal er sich nicht öffentlich hinter eine Kunstfigur zurückzog. Er war selbst eine.

Dazu gehörte neben einem androgynen Sexdwarf-Image auch die Angewohnheit, sich allen Routinen des Business beharrlich zu entziehen. Alle großen Plattenfirmen, angefangen bei Warner Ende der Siebziger, können ein Lied davon singen. Und zwar davon, dass nicht sie ab den neunziger Jahren den Musiker vor die Tür setzten, sondern eher der mächtige Musiker sie. Anschließend versuchte er es erfolgreich mit künstlerischer Unabhängigkeit und mächtig erfolgreich mit Selbstvermarktung,



Tennis statt Teenies: Prince im Juni bei den French Open in Paris.

wobei der Abtrünnige formerly known as Goldesel zum Bedauern vieler Musikmanager das eine oder andere Millionenchen in den Sand setzte. Ihn selbst kratzte das nicht, er hatte genug davon.

Selbst das größte Markenzeichen des Popkünstlers, den Namen, legte er wie einen Sklavennamen ab. Und so nahmen die Fans etwas irritiert Umfirmierungen zu einem namenlosen Symbol oder „the Artist formerly known as Prince“ zur Kenntnis, man hatte sich irgendwann an eine gewisse Kauzigkeit gewöhnt. Doch er schien langsam über den Zenit zu sein. Wenn man so will, nach dem Jahr 1999, das er auf dem Höhepunkt seiner Karriere in den Achtzigern so furios besungen hatte.

Im neuen Jahrtausend tauchte Prince Rogers Nelson, mittlerweile wieder unter dem Namen Prince, mal wieder auf, dann eine ganze Zeit nicht, dann nur im Internet, plötzlich lag seine neue CD einer britischen Sonntagszeitung bei (2007) oder dem Musikmagazin „Rolling Stone“ (2010). Einfach so. Und man fragte sich immer: Ist das jetzt ein Comeback oder das typische Prince-Ding?

Jedenfalls ist er wieder ziemlich aktiv. Jetzt bringt er gleich zwei Alben heraus, was einen bei diesem multiinstrumentalen Vielarbeiter nicht wundern muss. Er ist zu seiner alten Firma Warner zurückgekehrt, dafür besitzt er jetzt die Allein-

verwertungsrechte an allen seinen bei Warner erschienenen Songs. Bei „PlectrumElectrum“ lässt sich Prince wieder einmal von ebenso hinreißenden wie virtuosen Damen unterstützen. Das Trio nennt sich 3dreyegirl, und gemeinsam mit seinem Vorsänger legt es ein raues, manchmal rohes Musiksammlerium hin. Zwölf Songs, die in der ersten Hälfte ein Rockalbum antäuschen, spätestens bei „Boytrouble“ aber zum Soulfunk übergehen und in einer red-hot-chili-artigen Mischung enden.

Die Brücke zum zweiten Album schlägt der Song „Funknroll“, der in einer Variation auch auf „Art Official Age“ zu hören ist. Hier geht es gewohnter zu, doch was heißt das? Schon im Titeltrack verarbeitet Prince ein Dutzend Musikstile zu einer Drei-Minuten-Mini-Oper. Nach dieser überfrachten Ideenschleuder wird es ruhiger und bei der Ballade „Breakdown“ sogar hochklassig. Prince füstelt sich im Falsett durch sein üblich lusternes Themenspektrum. Es ist funky und cool, die Sounds kennt man aus den Achtzigern und Neunzigern. Man kann das retro nennen. Oder gestrig. Oder ein typisches Prince-Ding.

Von Kängurus und Wanderhuren

Autoren der Berliner
Lesedüne zu Gast im Pavillon

VON SABRINA MAZZOLA

„Du wirst mich röhren hören!“ – ein verheißungsvolles Versprechen. Sebastian Lehmann und Julius Fischer von der Lesedüne aus Berlin singen Katy Perrys Radiohit „Roar“ – nur eben auf Deutsch. Und dabei bleibt es nicht, die beiden Autoren interpretieren auch „Wrecking Ball“ von Miley Cryus: „Ich kam wie eine Abrissbirne!“, schmettert Lehmann.

Das Publikum im ausverkauften Großen Saal des Pavillons ist jung und amüsiert sich prächtig. Die insgesamt vier Autoren, die sich zur Lesedüne zusammengeschlossen haben – neben Lehmann und Fischer präsentieren auch Maik Martschinkowsky und Marc-Uwe Kling ihre Texte – sind alle um die 30, haben studiert und leben in Berlin.

Die Lesedüne gibt es seit 2006, seitdem tragen die Autoren in einem Kreuzberger Klub zweimal im Monat ihre Texte und Lieder vor. Die vier gehen in unregelmäßigen Abständen auf Tour und sind deshalb in der Poetry-Slam- und Kleinkunstszene bekannt: Kling erhielt für seine Buchreihe „Die Känguru-Chroniken“ den Deutschen Radiopreis und den Deutschen Hörbuchpreis.

Fischer indes stand ein Rechtsstreit ins Haus, weil der Verlag Droemer Knauer einwandte, Fischers Satire „Die schönsten Wanderwege der Wanderhure“ könnte mit dem Original der Wanderhurenreihe verwechselt werden. Fischer reagierte in einem „Zeit“-Artikel nur scheinbar bestürzt: Er werde sich nun auf andere Themen wie „Die Wunderhaare der Wanderhure“ konzentrieren, um Irritationen zu vermeiden. So amüsant, wie es die Bücher der Autoren sind, ist auch ihr Bühnenprogramm: Gemäß dem Konzept der Lesedüne tragen die vier abwechselnd Kurzgeschichten vor. Die Themen stammen aus ihrem Leben, dem der Generation Maybe: nervige Spieleabende, WG-Leben, der Gang zum Arbeitsamt trotz



Männer mit Wortwitz: Sebastian Lehmann, Marc-Uwe Kling, Julius Fischer (von links).

Studium – immer überspitzt formuliert, mit intelligentem Wortwitz und wohlplatzierten Pointen. „Ich bin nicht nur 'ne Kuh, ich zieh' auch selbst an meinem Euter“, singt Kling im „Lied für die digitale Bohème“ über Selbstausbeutung.

Nichts fehlt an diesem Abend: Zum Schluss gibt es Impro-Comedy. Aus Zurfen wie „Waschmaschine“, „Reggae“ und „Pony“ aus dem Publikum basteln die vier Geschichten, die sie am Ende der Show als Zugabe vortragen.

Die nächste Veranstaltung junger Comedyautoren im Pavillon ist „Wachstumsbremse Mensch“ von Nico Semsrott & Till Reiners am Mittwoch, 15. Oktober, um 20 Uhr.

HAZ.de Eine Bildergalerie unter
www.haz.li/pavillon

E-Book-Anteil bei fast fünf Prozent

Der Umsatzanteil der E-Books auf dem deutschen Buchmarkt ist in den ersten sechs Monaten dieses Jahres auf 4,9 Prozent angewachsen. Dies ist zwar deutlich mehr im Vorjahreszeitraum (4,2 Prozent). Die Wachstumskurve hat sich aber zugleich abgeflacht, wie der Börsenverein des Deutschen Buchhandels am Mittwoch in Frankfurt mitteilte. Die Steigerungsrate habe von Januar bis Juli nur noch knapp 13 Prozent betragen. Im Vorjahr seien es fast 70 Prozent gewesen. Stärkste Warengruppe bei E-Books war mit 82 Prozent die Belletristik.